Susanna Herber, die Ehefeindin [Fortsetzung]

Autor(en): **Odermatt, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **8 (1918)**

Heft 47

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643810

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 47 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 23. November

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder. Spitalgasse 24, Bern

Traumleben.

Von Isabelle Kaiser.

Mein ganzes Leben hieß Entsagen.
In Sturmlust und in Sonnenlicht
Wollt ich das weiße Banner tragen,
Durchglüht vom Flammenwort „Verzicht".

Und lockten früchteschwer die Aeste:
Das Pflücken hab ich nur erträumt;
Mir hat in unsres Daseins Feste
Kein voller Becher je geschäumt.

Auf Glückes Höhn, in Leides Tiefen
Sah ich manch wildes Wunder gehn,
Doch blieb ich, wenn sie jubelnd riefen,
Stets vor verschloss'nen Pforten stehn.

Ich schritt vorüber traumverloren,
So weltfremd mitten im Gewühl —
Der Weg, den ich mir auserkoren,
Geht bergwärts, waldeinsam und kühl.

Susanna Herber, die Ehefeindin.

Erzählung von Franz Odermatt. 2

Es war ein Regentag. Maria setzte sich ans Fenster und schaute, wie der Nebel sich dichter um den Berg wand. Susanna spann. Plötzlich hielt sie das Rad an und sagte: „Wie sie das kann, bei der Bethe aushelfen, wo die Kinder den ganzen Tag lang schreien und zu essen begehren, während alle Schränke leer sind. Als die Bethe heiratete, konnte jedermann mit der Sicherheit von zweimal zwei gleich vier ausrechnen, daß das dumme männernärrische Ding in einigen Jahren in die bitterste Armut gerate."

Susanna dachte an jene Zeit. Sie hatte es der Bethe vorhergesagt, und nun freute sie sich über die Erfüllung ihrer Prophezeiung. Nein, sie hatte keine Pflicht, Kinderweinen zu stillen, Brot zu schneiden, Eis auf Fieberstirnen zu legen. Sie diente Gott dem Herrn mit Gebet, Abtötung, Nächstenliebe, und betete viel. Darüber war sie beruhigt. Abtötung? Auch darin wird sie vor dem Herrgott gerechtfertigt erscheinen. Sie trug ein rauhes Hemd, von selbstgesponnenem Garn gewoben, ihr bestes Kleid war zehn Jahre alt und kein unnötiges Band zierte es. — Die Nächstenliebe?... Sie betete doch jeden Tag für den Nächsten, fügte keinem ein Leid zu.... Gegen den Unverstand der Leute, gegen Hoffahrt, Genußsucht, Laster redete sie scharf und schonte niemand, wie es ihre Pflicht war. Was die Leute Unglück, Schicksalsschlag oder mit dergleichen Namen mehr benannten, war Strafe Gottes. Daß sie gegen Gott ein Wort des Tadels oder der Klage hätte: von dieser Sünde wußte sie sich frei! —

Ihr Leben ging den Weg der Tugend. Sie sagte es ohne Vorbehalt. Dann aber kehrten die Zweifel erst bei ihr ein. Susanna fühlte sich plötzlich klein werden und sah neben der Seraphina andere Forderungen auf dem Weg des Lebens. Bisher war die Jungfer Herber mit langen Schritten dahingegangen und hatte nicht vor sich her und nicht zurückgeschaut. Das Unglück kannte sie nicht anders als Selbstverschulden; das Glück als Fügung. Jetzt sah sie Arme, Lahme und Presthafte am Wege, die nach Hülfe verlangten, und sie konnte nicht mehr mit der Entschuldigung vorübergehen: Selbst verschuldet — selbst getragen!

Die Tage waren nimmer so ruhig und friedfertig. Nein, nicht der Bruder. Er war gut, wie er immer war und sein mußte. Das Feindliche war noch in der Ferne und bloß durch eine Witterung zu erkennen. Susanna wollte sie mit allen Kräften verscheuchen. In den bohrenden Zweifeln, ob ihre Nächstenliebe die rechte sei, begann sie auf die Seraphina Jung zu schimpfen und es gelang ihr oft, das Mädchen erniedrigt zu sehen, sich selber aber umgeben vom Glanze christlicher Tugend. In manchen Stunden konnte sie sich aber mit aller Anstrengung nicht in diese Glorie hineindenken. Und das andere Bild war vor ihr, auf dem die Seraphina hoch über ihr stand. Dann trat sie fester auf den Fußtritt

des Spinnrades, die Spuhle schnurrte und fraß den glänzenden Flachs in ungleich dicken Fäden in sich hinein.

Susanna hatte ihr Spinnrad ans Fenster gestellt und niemand ging auf der nicht fernen Straße vorüber, den sie nicht gesehen hätte. Aber was hatte ihr Bruder Maria heute? Er stand wie eine Vogelscheuche in der Matte, stützte die Arme auf sein Werkgerät und schaut die blaue Luft an. Seit einer Viertelstunde steht er da. Susanna wollte endlich wissen, nach welchen Vögeln er die Augen wende. Sie öffnete das Fenster und steckte den Kopf hinaus. Allein sie sah nichts Verdächtiges. Sie sah auch nichts Schönes in der schönen Welt. Beruhigt und doch voll bissiger Härte sagte sie zu sich: „Die Berge stehen noch am alten Ort."

Aber dort an der Halde, unter dem Waldsaum, wohin der Maria gaffte, sah sie ein Weib Wäsche aufhängen. Wer mochte es sein? Einerlei wer.... Aber nein: dort herum wohnte die Bethi, das arme Weib. Möglich, daß Seraphina Jung Bethis Kindern die Windeln gewaschen hat. Aber ihr Bruder, der Maria, müßte den Verstand verloren haben, wenn er... Der Gedanke brachte ihr Blut in Wallungen, ein heißer Zorn stieg aus ihrem Innern empor, und als sie ihm irgendwie Ausdruck geben wollte, fand sie kein Wort, nichts in ihrer Seele, als wieder der Bruder. „Maria," rief sie laut, während ihre Blicke die Gestalt des Bruders mit einer Art mütterlicher Sorge und Wärme umfaßten. Und sie erschrak mit ihm, als sie sah, wie er zusammenzuckte und verschüchtert und geduckt die Arbeit wieder aufnahm.

Dennoch schwebte ihr in den nächsten Tagen das Bild des auf dem Feld in ein fernes Schauen versunkenen Bruders öfters vor. Dann war auch die Seraphina Jung irgendwo in der Nähe. Allein Susanna kämpfte tapfer den Verdacht nieder, als bestehe zwischen Maria und dem Mädchen ein zusammenhängender Gedanke, ein Wunsch, ein Verlangen. Ihr Bruder hatte keine Wünsche. Sie redete mit doppelten Zungen gegen den Verdacht. Es konnte nicht sein. Nein, nein!

Aber in der Nacht sah Susanna im Traume ihren Bruder mit einer Frau am Arme in die Stube treten. Sein Glück leuchtete milde aus seiner Schüchternheit heraus. Die Frau aber trat dreist herein und wie die Herrin auf; hinter ihr her kam dienendes Volk und brachte der jungen Frau Brautschatz. Sie stellten die alten Möbel unsanft zur Seite, um den neuen Platz zu machen. Susanna dachte: „So wird es bald auch dir ergehen." Eine blinde Wut erfaßte sie, sie fuhr mit ihren starken Fingern der jungen Frau ins Gesicht. Auf jede Wange zeichnete sie mit ihren scharfen Nägeln drei blutige Striemen. Die Frau schrie auf und Susanna erwachte.

III.

Susanna dachte noch an den folgenden Tagen an den schweren Traum. Weil es ein Traum war, durfte sie daran denken. Wirklichkeit ward das Gesicht nie, aber — gesetzt der Fall, das Unmögliche träte ein: sie, Susanna, würde die leibhaftige Frau nicht anders empfangen, als die geträumte.

Sie sah nun immer mehr Gespenster und sah sie in jeder Ehe. Vor Kinderweinen fürchtete sie sich. Wenn sie zu und von der Kirche ging und des Huob Balzen Kinder sah den Straßendünger in ihren Karren sammeln, schwenkte sie, die Augen abgewandt, an den äußersten Rand der Straße hinaus. Um so eifriger ward sie nun, dem Verein der Jungfrauen Glieder zu werben. Sie dachte nie daran, ob der Eifer, den sie in ihrem Herzen heilig nannte, der Liebe zur Jungfrauschaft oder der Abneigung gegen die Eheschaft entstieg. Als aber der Pfarrer eines Tages, da sie eine Kandidatin anmeldete, mit mildem Lächeln sagte: „Susanna, ich meine, das ist dir die Hauptsache, wieder Eine der Ehe abwendig gemacht zu haben. Die Neue, glaube ich, bleibt nicht lange im Verein."

Susanna ging mit rotem Kopf hinaus. Sie hatte eine Belobigung erwartet. Die Zurechtweisung empfand sie ungerecht. Sie trotzte gegen das milde Wort.

Noch daheim rumorte in ihr der Widerspruch. Im Dorfe war heute eine Festlichkeit. Es kamen schon Bummler durch die Straße, während das Geschwisterpaar schweigend zu Mittag aß. Unter ihnen bedurfte es keiner Aussprache, weder Susanna noch Maria waren je einmal zu einem Feste gegangen. Heute aber, was war in Maria gefahren? Dann und wann blickte er scharf auf, nach der Straße hinüber, auf der schon ganze Scharen Volkes wanderten. Und jetzt kam ein Wagen, mit Tannreis ausgeschlagen, mit roten Fähnchen; es ward eine lustige Musik gemacht . . . Maria ließ den Löffel fallen und ging zum Fenster . . .

Außer sich rief Susanna: „Also, gaffe du den Narren nach, wenn du davon satt wirst. Ich esse ruhig weiter."

Da kam Maria wie ein gescholtenes Kind an den Tisch zurück und nahm den Löffel schweigend wieder zur Hand.

Susanna betrachtete ihn. Ihre Schelte waren ihm zu Herzen gegangen, das freute sie. Aber daß sie seiner guten, langsamen Seele wehe getan, das schmerzte sie auch.

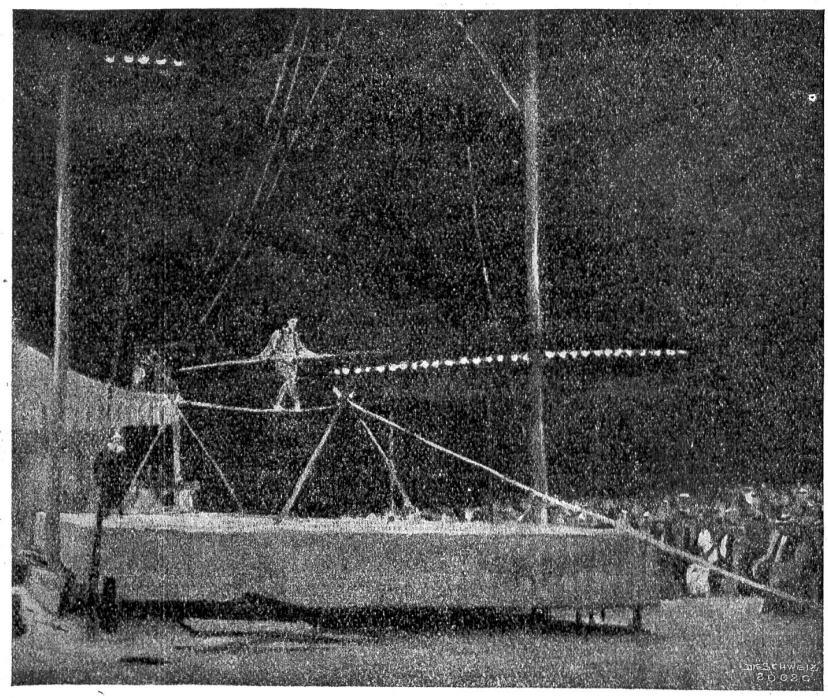
Eines Sonntags gingen sie, Susanna und ihr Bruder, neben einander zur Kirche. Maria trug die weite Wollkleidung, zu der Susanna das Zeug gesponnen hatte. Das aus diesen Fäden gewobene Tuch war schwer und steif, so daß die Hosen allein zu stehen vermocht hätten. Hinter dem Geschwisterpaar kamen einige junge Burschen des Weges und einer machte die überlaute Bemerkung: „Der Maria steckt in seinem Gewand wie ein Bär in seinem Fell."

„Ich wette, der so wichtig tut, hat nicht fünf Batzen Geld im Sack," meinte Susanna zu ihrem Bruder. Maria kehrte sich nicht an den Spott; er lief wie an einer Schnur gradaus weiter. Wenige Schritte vor ihm her ging ein Mädchen — die Seraphina Jung. — Sie trug ein einfaches helles Kleid, ei, wie war das schön an der schlanken, biegsamen Gestalt! — Seraphina ging vor seinen Blicken her, füllte seine Gedanken aus, machte sein Blut heiß, reizte ihn zu süßen, verschämten Vorstellungen. Auch in der Kirche blieben sie ihm. Einmal, plötzlich, während der Predigt des Pfarrers glitt ein Lächeln über den schweren Bauernkopf.

Nach dem Gottesdienste geriet Maria vor der Kirche in ein Gewimmel von Leuten. Dabei verlor er seine Schwester und die Seraphina Jung aus den Augen. So ging er allein nach Hause. Er schaute dann und wann zurück, und endlich erblickte er eine Frau, die ebenso rasch ausschritt, wie die Susanna. Aber, es war — ja war's sie wirklich? — die Seraphina Jung. Er blieb stehen.

Du wartest auf die Susanna?" fragte das Mädchen.

„Nein," antwortete Maria und wurde rot, während über das hübsche kleine Gesichtlein des Mädchens ein schelmisch süßes Lächeln huschte und wieder verschwand. Es hatte Maria völlig ins Herz hineingeleuchtet und nun, da es fort war, suchte er in allen Winkeln seines Erinnerns nach Resten des verschwundenen schönen Bildes. Ein verschämtes, ruhelos vorwitziges Verlangen, dieses heimlich süße Lächeln wieder zu sehen, nur einmal noch, saß als aufregender Kitzel in seinen Nerven. In diesem Verlangen ging er neben der Seraphina her; sie wußte bald ein munteres Plaudern ins Werk zu bringen, und als sie zum Kreuzweg gekommen waren, wo Marias und Seraphinas Wege auseinandergingen, blieben beide noch stehen, Maria neben dem Hag der Straße, mit einer Hand sich am Pfahle festhaltend, horchte und wartete er und schaute wieder und wieder das schöne Mädchen verschämt und verwundert an.



E. Cardinaux: Seiltänzer.

Plötzlich stand seine Schwester neben ihm. „Komm du mit mir," befahl sie barsch und schritt voran. Maria, der Bruder, folgte ihr wie ein wohlerzogener Hund.

An diesem Tage faulenzte Maria in der Stube zwischen Tisch und dem harten Kanapee. Das Amtsblatt der letzten Woche nahm er zum zweitenmal aus der Schublade hervor und las die Eheverkündigungen. Drei Paare waren ihm bekannt; die Burschen waren jünger als er, der eine sogar fünf Jahre. Maria maß sich mit den jungen Hochzeitern, maß sein Heimen mit ihrem Gewerb, wog sich selber als Mensch mit den glücklichen Kameraden. Er stand über ihnen, er konnte einer Frau mehr bieten als jene. Aber diese rechnerisch gewonnene Sicherheit hielt nicht stand vor dem größern Glück und dem rasch zugreifenden Lebensmut der andern. Maria fühlte sich unglücklich, steuerlos umhergetrieben, dem heiß geschauten Ziele fern. Maria warf das Amtsblatt von sich. Er deuchte sich der Aermste.

Draußen schien die Sonne und Frühling war im Lande. Maria wollte die Sonne und das Blühen nicht sehen. Morgen, wenn er auf dem Felde arbeitete, sah er das alles wieder und empfand keine Freude darüber in seiner mutlosen Seele.

Er schlief unruhig, erst gegen Morgen umfing ihn ein fester Schlaf. Susanna hatte die Uhr fünf Uhr schlagen gehört. Um diese Zeit stand Maria auf, das Vieh im Stall zu hirten. Nun war es noch still im Zimmer des Bruders. Als die Uhr halb sechs schlug, rief sie: „Maria!" Die Bettstatt knirschte. Maria erhob sich. Angekleidet war er bald. Schon schritt er über den Hausgang hinweg zur Türe. Der Riegel knarrte. Und jetzt — über die Treppe hinabschreiten mußte sie ihn hören. In den schweren Holzschuhen. Susanna horchte gespannt auf dieses Geräusch; nur auf dieses. Während sie also mit ihren Sinnen beim Bruder außerhalb des Hauses war, trat dieser plötzlich in ihre Kammer, ein weißes Bündelchen auf den Armen.

„Maria," schrie sie erschrocken.

„Schau da, Susanna. Das fand ich vor der Türe. Gottlob, daß es heller Tag war, bei Nacht hätte ich über das Kleine hinwegschreiten müssen."

„Ein Kind?"

„Ja, aber lärme nicht so laut. Es schläft." Er legte das in grobes, blaugestreiftes Leinen eingewickelte Bündelchen auf Susannas Bett; die Schwester war im Augenblicke aufgesprungen und kleidete sich unter lauten Selbstgesprächen an. Maria stand bei dem Kinde. Susanna aber sagte, sie wolle gleich auf die Polizei, die Untat anzeigen, und zum Pfarrer, daß er den Wurm taufe.

„Hegt Ihr irgend einen Verdacht, Jungfer," fragte der Untersuchungsrichter.

Susanna sagte bestimmt: „Ja. Auf die Seraphina Jung."

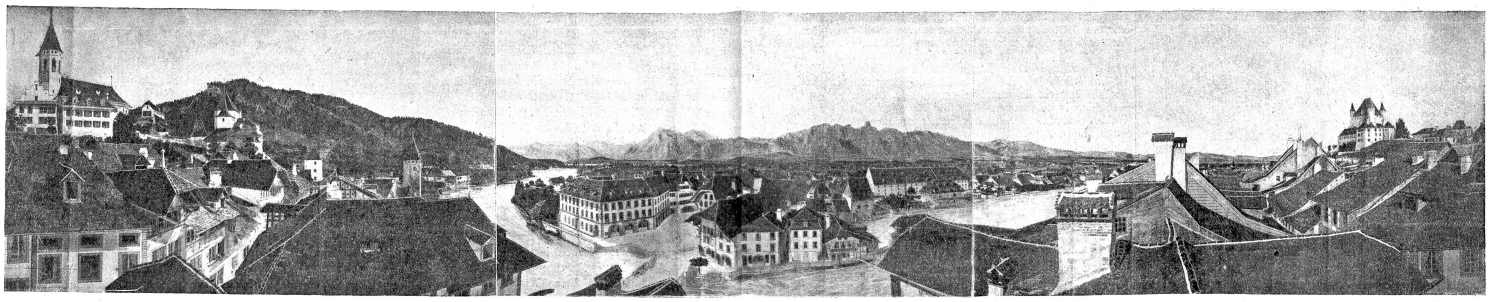
„Auf welche Tatsachen gründet sich dieser Verdacht?" fragte der Richter weiter.

„Es ist mir im Herzen, diese und keine andere sei die Mutter."

„Gefühle sind für den Richter keine Beweise, Jungfer Susanna," wandte der Herr scharf ein.

Susanna Herber kam entrüstet in ihr Haus zurück. Es war ihr Unbill widerfahren. Der Richter wollte ihre innere Ueberzeugung nicht würdigen, und der Pfarrer hatte ihr zugemutet, dem unehelichen Kinde Patin zu sein. „Nein und abermals nein," hatte sie gerufen. Und nein sagte sie wieder in ihrer Kammer, in der das Kleine schlafend lag. Susanna ging an ihm vorbei, sie wollte es nicht sehen.

Allein, ein Schloß ließ sie sich nicht an ihre Lippen hängen! Was sie dachte, durfte sie auch ungescheut sagen. Sie, Susanna Herber, wußte sich einig mit Gott, so brauchte sie die Menschen nicht zu fürchten, und sie erzählte laut auf der Gasse:



Das Panorama von Thun. Nach einem Aquarell von Marquard Wocher aus den Jahren 1803—1805.

„Ich wette Hundert gegen Eins: die Seraphina Jung ist die Mutter."

„Man kann sich irren. An die Seraphina glaube ich wirklich nicht. Aber die Lina Rot freilich möchte ich nicht bürgen," sagte ihr die Nachbarin, Jost Rainers Magd.

„Eine Hand dürfte ich für ihre Unschuld ins Feuer legen," tat Susanna entrüstet. Die Lina war nämlich einig in ihrem Urteil über die Mämmer. Vor einigen Wochen hatte sie mit der Susanna in das gleiche Lied eingestimmt: „Kein Mann, und wäre er mit Gold und Silber behängt!"

(Schluß folgt.)

Das Panorama von Thun.

Der 1758 in Säckingen geborene Maler, Kupferstecher und Radierer Marquard Wocher war stets besonders entzückt von der Aussicht, die man vom Friedhof vor der Kirche auf dem Schloßberg in Thun auf See und Alpen genießt, so daß er dieses Panorama öfters malte oder in den Umrissen ätzte und dann kolorierte.

Wocher stammt aus einer Malerfamilie; sein Vater, Tiberius Dominikus Wocher, war Hofmaler des Kardinals von Roth, Bischof von Konstanz, und sein Onkel Joh. Friedrich Thaddäus Wocher war Hofmaler des Fürsten von Fürstenberg gewesen. Er war gebürtig von Salmansweiler im badischen Amte Mörsburg und starb im Mai 1830 in Basel. Wocher war als Künstler sehr vielseitig, nicht nur Landschafts- und Blumenmaler, sondern auch Porträtmaler. Von seinen Miniaturporträts befinden sich viele im Privatbesitz, namentlich in Basel, wo die öffentliche Kunstsammlung eine große Anzahl von Handzeichnungen, Spezialzeichnungen und Aquatinten, sowie die Originale von fünf radierten Platten von Wocher besitzt. Bilder von ihm sind auch im Besitz der Nationalgalerie in Berlin, des britischen Museums in London; das Kunsthaus Zürich besitzt sein Porträt Salomon Landolts. Einige Male malte Wocher Napoleon Bonaparte als Konsul, vielleicht zurzeit seines Aufenthaltes in Paris. Nach Alb. Huber (Schweizerisches Künstlerlexikon) zeigte er ein ganz besonderes Talent im Kopieren alter Meister, wie Raffael, Rubens, Rembrandt, Holbein u. a., worin er ganz Hervorragendes leistete. Ungemein zahlreich unter den von ihm geschaffenen Aquatinten sind die Kostümbilder, Genrebildchen aus dem Bauernleben und zum Teil kolorierte Zeichnungen der Schweizertrachten.

Ungefähr 1795 veranlaßte der Architekt Johann Ulrich Büchel den Maler, über dessen Leben und Schaffen wir hier einen kurzen Ueberblick geben, nach Basel zu kommen. Nach dem Tode Büchels heiratete er 1800 dessen Witwe, Anna Maria Fatio; die Ehe blieb kinderlos. 1812 gründete Wocher mit Peter Vischer, Peter Birchmann und anderen die Basler Künstlergesellschaft.

Schließlich faßte der Künstler den kühnen Entschluß, sein Lieblingsmotiv, das reizende Stadtbild von Thun mit der schönen Umgebung und dem großartigen Bild auf die See- und Alpenlandschaft, zu einem Panorama in großem Stile zu benutzen. Auf dem Schornstein eines der höchsten Gebäude von Thun, des Moserhauses, gegenüber dem ehemaligen Zunfthaus „Oberherren" an der Sinnebrücke, nahm Wocher 1801 jene Rundsicht auf; er malte ein Aquarell, nach dem er dann in den Jahren 1803—1805 sein Panorama in Basel schuf. Das Bild, das wir unsern Lesern hier zeigen, ist eine Reproduktion des Urbildes, des in Thun aufgenommenen Aquarells, das sich in einer Längsgröße von 1 Meter 80 in der Kunstsammlung in Basel befindet. Dieses Bild hält uns getreulich die damaligen baulichen Verhältnisse in Erinnerung und zeigt einige Gebäude, die seither in ihrer Form verändert worden sind, oder heute nicht mehr bestehen. Die heutige „Helferei" (d. h. Haus des Pfarrhelfers) auf dem Schloßberge unter der Kirche, welches Gebäude seither von allen Türmen entblößt wurde, zeigt noch seine alte Gestalt als das damalige Alte-Schloß; wir erblicken auf dem Bilde noch das Lauftor, den „schwarzen Turm" am Hofstettenquai, die alte Oele an der hölzernen Sinnebrücke, im Bälliz, wo heute die Post steht, die alte Kaserne und andere Einzelheiten, die der Zahn der Zeit inzwischen gefordert hat. Als eine Verschiedenheit zeigt das große Panorama auf dem Freienhof das Zeit- und Glockentürmchen, wie es heute noch ist, das aber erst nach 1801 aufgerichtet wurde, und deshalb auf der Vorlage fehlt. Was die Wirkung des in Ton und Farbe sehr natürlich gehaltenen Rundgemäldes, das eine Höhe von 7 Metern 50 und eine Länge von 37 Metern 50 hat, gegenüber unserer Reproduktion ganz besonders erhöht, das sind die farbenfrohen Kostümbilder, die Genrebilder aus dem Bürgerleben Thuns, die Wocher in das Panorama gemalt hat, wovon wir auf dem linken Teil der Aquarellvorlage einige Anfänge oder Andeutungen erblicken. Das große Panorama zeigt namentlich auf der hölzernen Sinnebrücke und auf dem Freienhofplatz zahlreiche Volkstypen, die Ratsherren und Amtsleute im Ornat, die Bürger und Bürgerinnen in den Landestrachten, die zusammen ein hübsches, anmutig wirkendes Volksleben darstellen. Interessante Detailbilder fesseln den Beobachter im ganzen Stadtbild herum; aus dem Fenster im weißen Hause mit dem Treppendach vor der Kirche auf dem Berg schaut der Pfarrherr mit dem Tellerkragen; in den Häusern an der Kreuzgasse schauen wir hinein in die Wohnstuben und betrachten das Familienleben der Bewohner, auf einem Dache erblicken wir den Kaminfeger, auf einem andern eine Katze auf. Mit diesen Genrebildern ist es dem Künstler gelungen, einen Hauch des damaligen Bürgerlebens in sein Stadt- und Landschaftsbild zu tragen, was dessen kulturhistorischen Wert ganz außerordentlich steigert.

Zur Aufnahme seines Panoramas ließ Wocher ein rundes Gebäude auf einem Terrain, das Büchel an der Steinenstraße in Basel 1778 käuflich erworben hatte, und das dann seine Frau in die Ehe einbrachte, erstellen. Das Panorama, das 1816 eröffnet worden war, wurde bald zu einer vielbesuchten Sehenswürdigkeit, denn außer in London, Paris und Wien existierten damals noch nirgends Panoramen. Nach dem Tode Wochers, als 1887 das Panoramagebäude abgebrochen wurde, kaufte der Architekt Leonhard Friedrich in Basel das Gemälde und schenkte es 1899 dem Verkehrsverein von Thun, der es leider bisher mangels eines geeigneten Raumes nirgends zur Schau stellen konnte. Mit der Erweiterung der historischen Sammlung im Schlosse in Thun, die kürzlich die Benützung eines dritten Saales notwendig machte, brach sich nun der Gedanke Bahn, das Gemälde könnte vielleicht stückweise an den Wänden dieses Raumes in seinen schönsten Teilen ausgestellt werden. Dieser Vorschlag gab nun Anlaß zu diesbezüglichen Besprechungen zwischen der Museumskommission und dem Vorstande des Verkehrsvereins, in deren Folge das Panorama am letzten Sonntag des Monats September d. J. in Verbindung mit einer Konferenz zahlreicher Eingeladener zum Zweck eines Augenscheins vor dem Pestalozzischulhaus ausgebreitet wurde. Herr Architekt W. Hopf hielt ein orientierendes Referat über die Angelegenheit und eröffnete eine Umfrage, in der der Gedanke der Zerschneidung des Bildes zur stückweisen Ausstellung keine Liebhaber fand. Hingegen wurde einhellig dem Wunsche Ausdruck gegeben, das Panorama möchte endlich seiner Zweckbestimmung entsprechend geeignet untergebracht werden, schon deshalb, um es vor der Zerstörung zu bewahren. Es wurde auch vorgeschlagen, das Bild als zugkräftigen Reklamegegenstand für die Fremdenindustrie zu verwerten und in einer großen Stadt im Ausland auszustellen. Diesem Vorschlag wurde bestimmte Opposition gemacht; das Bild soll unserem Lande erhalten bleiben, womöglich in der Stadt Thun selbst ausgestellt werden. Der Verkehrsverein wird sich nun mit der Angelegenheit noch eingehend beschäftigen. Die Meinung geht dahin, es sollten die weitesten Schichten der Bevölkerung für die Sache interessiert werden, in der Hoffnung, es möchte sich dann eine Gruppe von Interessenten finden, die der Wünschbarkeit der Erhaltung des ganzen Bildes zur Verwirklichung helfen würden. Man hegt den Gedanken, es ließen sich gewiß eine Anzahl Historiker, Künstler und Kunstverständige finden, die unter dem Protektorat des Verkehrsvereins von Thun einen Fonds zusammenlegen helfen würden, um dem Rundgemälde, das einst ein begeisterter Verehrer des schönen Thun mit Liebe und Hingebung, mit großer Aufwendung von Zeit und Mühe und Kraft zur Bewunderung für gegenwärtige und kommende Geschlechter geschaffen hat, die verdiente Heimstatt zu errichten. Mit Recht wurde an der bewußten Konferenz, kürzlich, im Pestalozzischulhaus die ganze sorgfältige Erhaltung des wertvollen Gemäldes als eine Pflicht der Pietät und als eine vaterländische Tat bezeichnet. E. F. B.

Von der Thuner Allmend und Umgebung.

Von Alfred Beetschen.

Auf der langgestreckten Thuner Allmend, die in nächster Nähe das von Schneemäusen bewohnte Stockhorn und andere hohe Herrschaften zu ständigen Zuschauern hat, kann man jetzt neuerdings zwei hinter Laubkulissen postierte Fliegerabwehrgeschütze Feuerblitz und Rauchsäulen aufschleudern sehen und gleichzeitig beobachten, wie die sich um Explosionsknacher wenig kümmernden Kühe, die auf der gleichen Allmend in stattlicher Menge militärfromm weiden, beim Anrücken einer Rekruten-Marschkolonne sich ergötzlich davontrollen.

Glocken tragen diese schönen Weidtiere allerdings nicht. Trotzdem ja der Kommandoton gewisser pflichteifriger Korporale nicht an Klangschärfe zu wünschen übrig läßt, würde das friedliche Herdengeläut eben doch nicht recht zum Kriege-